

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Krauses Kirchenaustritt.

Von Otto Schumann.

Lehrer Krause hatte sich entschlossen.

Schon seit Jahren bot ihm die Kirche nichts weiter, als daß er seine Taschenuhr nach ihr stellte und sich über die Kirchensteuer ärgerte. Von der letzteren wurde er durch den Austritt frei, das erstere blieb ihm nach wie vor unbenommen. Auch dem Religionsunterricht, diesem Eierdanz zwischen Verlegenheit und Unaufrichtigkeit, konnte sich der Lehrer Krause auf diese Art und Weise am besten und sichersten entziehen. Und damit war es wirklich eine Plage: von sieben bis acht Uhr lebte die Schlange im Paradiese, fraß Erde ihr Leben lang und besaß Intelligenz und Sprache, von acht bis neun Uhr kam sie auch in anderen Erdteilen vor, fraß Meeresschweinchen und Frösche und war stumm.

Zwar bemühte sich Krause nach Kräften, den Unterricht durch moderne Parallelen zu beleben. So hatte er gezeigt, daß der Apfel auch heute noch die Menschen zur Sünde verleite, z. B. die Werberrschon, die vom Baume der Erkenntnis so nachhaltig gegessen hatten, daß die Kinder aus Berlin N. seit Jahren Äpfel und anderes Obst nur noch im Naturkundeunterricht auf der Anschauungstafel aus Pappe zu sehen kriegen.

Der Rektor Schleimig jedoch hielt solche Vergleiche für unpassend. Die göttlichen Wahrheiten seien in sich selbst begründet und bedürften derartiger Erläuterungen nicht.

So gewöhnte der Lehrer Krause es sich denn an, alle Zweifel und Fragen seiner Schüler mit dem Hinweis auf die göttliche Wahrheit zu beschwichtigen. Das war nicht immer leicht. Als er den dreimal gefiechten Jakob, welcher seinen alten blinden Vater vorn und hinten betrog, und den König David, der seine Unterthanen „I. u.“ schrie, um ihnen ihre Frauen zu nehmen, als fromme Männer und auserwählte Rüstzeuge Gottes hinstellte und zur Nachahmung empfahl, meldete sich der blasse, stets nachdenkliche Emil Rübezahl und brachte, zum Reben aufgefordert, nur die Worte heraus: „Ha Behra, id staune man bloß imma!“ Und Krause schwieg, denn er fühlte sich geschlagen.

Und die Mädchen waren noch kritischer. Der Herr Rektor Schleimig hatte einmal in einer „Bitte ganz vertraulichen“ Besprechung angesichts der Ruhrinvasion beiont, die Geschichte der Judith, welche sich ins feindliche Lager schleicht und dem schlafenden Feldherrn Holofernes den Kopf abschneidet, müsse ganz anders als bisher auf ihren religiösen und vaterländisch-sittlichen Gehalt hin ausgehöpft werden. Lehrer Krause hatte, wenn auch mit innerlichem Widerstreben, die Anweisung des Rektors wenigstens soweit befolgt, daß er im Unterricht an Schluß dieser Geschichte zaghaft andeutete: Wir Christen müßten gottvertrauend in ähnlichen Fällen ähnlich handeln. Aber da kam er bei Minna Krawutschke schlecht an: „Nu weiß, Ha Behra: wenn unserens sowat machen dähtel! Neulich ham se an de Schleusenbrücke n' Kopp jesunden von n' Meechen. Justaf, wat mein großer Bruder is, hatte Jüid un jing irade vorbei. De Polzei war noch fleich da. Na, Ha Behra, wenn se den kriegen, wo det jemacht hat — Nu Bache! Justaf sagt, se sagen, der eijne Bräutigam is't jeweßen von det Meechen, wat zu den Kopp passen duht!“

Und dann der Katechismus! Jedesmal, wenn Lehrer Krause seinen Jungens ans Herz legte, sie sollten ihren Nachbarn nicht sein Weib, Gestirbe oder Vieh abspannen, abdringen oder abmendig machen, bedauerte er, keinen photographischen Apparat bei sich zu haben, um die Gesichter der erstaunten Jöglinge im Bilde festzuhalten.

Kurz und gut, von allen diesen Plagen erlöste ihn der Kirchenaustritt, und bald trug er stolz die Bescheinigung des Amtsraths in der Tasche. Noch morgen früh sollte der Rektor die Mitteilung davon auf seinem Tische vorfinden. Sie sollte kurz und lapidar sein: „Seit gestern bin ich nicht mehr e. v., sondern Diss. Krause, Lehrer.“

Aber da stockte Krause, und eine verlegene Röte malte sich auf seinem Gesicht. Ihm war entfallen, wie denn eigentlich das Wort „Dissident“ im Grunde zu erklären sei. Daß es aus dem Lateinischen komme, wußte er; aber er hätte sich doch noch einmal gern des Näheren aus dem Konversationslexikon unterrichtet. Denn seiner Gewissenhaftigkeit wäre es peinlich gewesen, wenn der Rektor Schleimig verzeichlich an ihn die Frage richten würde: „Wissen Sie denn überhaupt, was Dissident bedeutet?“ Krause war Gott sei

Dank kein Philologe, und schließlich war ja auch die Sache das Wesentliche. Immerhin, besser war es schon, wenn er das Wort zunächst vermied. „Bekennnislos“ oder „Bekennnisfrei“ waren ihm zu unständig.

Unschlüssig und halb mechanisch blätterte er in einem Bande „Verfügungen“, den er aus der Zeit, da man noch Bücher kaufen konnte, gerettet hatte. Da fesselte eine Stelle des Buches seine Aufmerksamkeit — und plötzlich brach er in ein höllenmäßiges, dem ernstesten Augenblick keineswegs angepaßtes Gelächter aus. „Ich hab's,“ und kurz entschlossen schrieb er: „Herrn Rektor Schleimig, hier. Seit gestern bin ich nicht mehr e. v., sondern I. u. Krause, Lehrer.“

Rektor Schleimig war ein Schulleiter, wie er sein sollte, echt deutsch und christlich-unpolitisch bis ins Mark der Knochen. Sein vom langen Dienst nivelliertes Gesicht war halb zugewachsen; denn er hatte sich geschworen, daß kein Schermesser ihn berühren sollte, ehe nicht ein dritter Friede von Versailles, einer, den die Deutschen der Welt diktierten, zustande gekommen sei. Aber dann!! — Schleimig hatte sich vorgenommen, die Regierung zu bitten, ihm Poincaré als Hilfslehrer für seine Schule zu überweisen. Diesen wollte er dann auf legalem Wege zu Tode martern. Schleimig hatte zwei Bücher geschrieben: Erstens: „Perlen aus den feinen Propheeten, für Baugewerkschüler, mit einem Anhang: Bayerländische Gebendtage“. Zweitens: „Nationale Jugendbünde und Jungfrauenvereine in der wechselseitigen Befruchtung ihres inneren Lebens. Ein Versuch.“

Als der Rektor die Mitteilung des Lehrers Krause in seinem Amtszimmer vorfand, schnellte er in die Höhe. Unfassbar! Also auch in sein Beherkollegium war die Pest des Atheismus eingedrungen. Aber was hieß denn das? „Nicht mehr e. v., sondern I. u. d.“? — Ach so. Großartig wahrhaftig! Also gleich einen Erfah für die angestammte Kirche hatte Krause gefunden, und zwar in der indischen, oder, wie Krause sich genauer hätte ausdrücken sollen, in der buddhistischen Religion.

„Nun, ich will ihm gleich schriftlich meine Meinung mitteilen.“ Und Rektor Schleimig griff zur Feder: „Herrn Lehrer Krause. Eine mündliche Rücksprache über Ihren bedauernden Schritt muß ich mir verjagen. Sie müssen das mit Ihrem Gewissen und der Reichsverschaffung abmachen. Wenn Sie indessen glauben, indischen Religionslehren in meiner Schule Eingang verschaffen oder die Schüler zum Drehen Ihrer Gebetsmühle heranziehen zu können, so irren Sie sich. Schleimig, Rektor.“

Krause staunte. Hier tat schleunige Aufklärung not. Und Krause antwortete: „Sehr geehrter Herr Rektor! Zu Indien hat mein augenblicklicher Zustand keinerlei Beziehung. Ich verehere die religiösen Werte und Gedanken, die sich in allen Menschheitsreligionen bergen; irgendeinem dogmenmäßigen Bekenntnis indessen, dem buddhistischen oder einem anderen, möchte ich in Zukunft nicht mehr anhängen. Die Silbe I. u. d. hat auch eine viel bescheidenere Bedeutung. Ihnen, Herr Rektor, als Schulleiter, ist sicherlich die Ministerialverfügung vom 8. Mai 1847 Nr. 1097 II bekannt, welche bis in die neueste Zeit hinein Gebrauch gehabt hat. Sie schließt mit den Worten: „... ebenso kann weder ein aus den anerkannten Landeskirchen ausgetretener Lehrer in seiner Stellung an einer öffentlichen Schule verbleiben, noch ferner ein solches Individuum an bestehenden öffentlichen Schulen als Lehrer angestellt werden.“ Wenn nun auch die Revolution manches geändert hat, so darf die köstliche, unnachahmliche und amüßlich gehelligte Bezeichnung „Individuum“ wohl auch heute noch als die für uns arme Unzulängliche allein passende gelten. Ich jedenfalls möchte mir in aller Bescheidenheit diesen Namen zu eigen machen und bitte auch Sie, sehr geehrter Herr Rektor, mich von nun an zu würdigen und zu bezeichnen als Ihren ergebensten Krause, Lehrer und Individuum.“

Vom Liberalen zum Sozialdemokraten.

Von Paul Kampffmeyer.

Der eiserne Besen des „Sozialistengesetzes“ hatte bis zum Schluß des Jahres 1878 alles, was auch nur entfernt an die sozialdemokratische Bewegung erinnerte, mit graufam-brutaler Energie aus der Öffentlichkeit weggefegt. Die sozialdemokratischen Zeitungen waren von der Straße verschwunden, die sozialdemokratischen

Massenversammlungen warfen keine Wellen mehr in dem stagnierenden politischen Sumpf der Reichshauptstadt. In der Öffentlichkeit triumphierte das alternde fortschrittliche Philistertum über den jungen, aber durch die Polizeiempfehlung zu Boden geschlagenen Sozialismus. Nur einige antisemitisch-demagogische Steinwürfe fielen von Zeit zu Zeit in das tote Wasser des Berliner politischen Lebens. Wahrlich, für jeden, der aus bürgerlicher Enge in die weite Welt des Sozialismus gelangen wollte, fiel es verheerend schwer, sich einen Zugang zu der grundlegenden Literatur des Sozialismus zu bahnen. Diese konnte selbst in der sozialdemokratischen Wahlbewegung in den für den Tag geschriebenen Flugblättern nur schwach anklingen. Der Wahlkampf mußte zurückhaltend geführt werden. Der sozialdemokratische Stimmzettelverbreiter setzte sich schweren Verfolgungen bei seinen Gängen durch die Berliner Vorder- und Hinterhäuser aus. Folgender charakteristischer Vorgang ist in meinem Gedächtnis haften geblieben: In der Hinterhaustür unserer Berliner Wohnung schell es laut. Ich öffne die Tür, aber keine Menschenseele ist zu entdecken. Ich sehe mich um und finde schließlich im Dunkel auf der Türschwelle einen Wahlzettel mit dem Namen August Bebel's, des sozialdemokratischen Kandidaten des 4. Berliner Wahlkreises.

Für den Vorderhausmenschen war allerdings die Verbindung mit der arbeitenden Klasse nicht völlig abgeschnitten. Aber der Sozialismus wurzelte doch in den Köpfen und Herzen der Arbeiter im allgemeinen noch nicht so tief, daß diese geklärt sozialistische Grundanschauungen einer bürgerlich erzogenen Jugend vermitteln konnten. Viele gelehrten Arbeiter waren überdies noch dem fortschrittlichen Liberalismus mit Leib und Seele verfallen. Die ersten politischen Gespräche, die ich mit einem gewetzten älteren Metallarbeiter, dem Dreher Judis, führte, bewegten sich ganz in dem Geleise des fortschrittlichen Liberalismus, der auch dem alteingesessenen Berliner Bürgertum durch die „Tante Boß“ eingelöst wurde. Der Arbeiter Judis zählte zu der Hirsch-Dunderianern, die treu der Fahne Eugen Richters (Hagen) anhängen. Er las, wenn ich mich recht erinnere, die Berliner „Volkszeitung“, die sich unter dem Ausnahmegesetz sehr wader und anständig gegenüber der verfolgten Sozialdemokratie betragen hat. Aus dem demokratischen Kreise der Berliner „Volkszeitung“ gingen führende sozialdemokratische Schriftsteller, wie Franz Mehring und Georg Ledebour, hervor.

Mit meinen wenigen Spargroschen kaufte ich mir Richtersche Broschüren, und bei derbe Art, mit der dieser wilde Hagen mit Bismarck abrechnete, gefiel mir ausnehmend gut. In den fortschrittlich-demokratischen Kreisen Berlins, denen noch die Revolution des Jahres 1848 und die Konfliktzeiten 1861—1864 lebendig vor Augen standen, haßte man den Gewaltmenschen Bismarck, verdammt seine brutale Innenpolitik und ließ nur seine mit von überraschenden Erfolgen gekrönte Außenpolitik gelten. In diesen Kreisen stieß auch der neudeutsche Schwarm für das herrliche Kriegsheer auf festen Widerstand. Der demokratisch-fortschrittliche Liberalismus konnte in seiner jungen Anhängerschaft wohl einen starken Oppositionsgeist gegen den halb absolutistischen Obrigkeitstoat entwickeln, aber er erschloß ihr nicht das Verständnis für die werdende neue soziale Welt.

Die „soziale Frage“ beunruhigte durchweg noch nicht das sanftlebende Fleisch der Berliner Fortschrittler. Das abgegriffene Wort der zur Reize gehenden liberal-manchesterlichen Weltanschauung: „Jeder ist seines Glückes Schmied“ war in den liberal gerichteten Berliner Familien gang und gäbe. Der Weg zur wohlhabigen bürgerlichen „Respektierlichkeit“ wurde durchweg in strengem Fleiß und in gut rechnender Sparsamkeit gesehen. Die tiefe und innige Verknüpfung des Einzelschicksals mit der gesamten Organisation unseres sozialen Lebens blieb dem bürgerlichen Auge verborgen. Jedes Menschenlos war selbst verdient. Die Arbeiter wirtschafteten „liederlich“, sie hatten also ihre soziale Not selbst verschuldet!

Die bürgerliche Anschauung von der ausschließlichen Haftbarkeit des Individuums für sein eigenes Wohl und Wehe schlägt zunächst den jungen bürgerlichen Intellektuellen mit Blindheit für alles, was sich sozial um ihn herum bewegt. Er versteht die Sprache des sozialen Elends nicht, die doch so eindringlich zu seinen fünf Sinnen redet. Die dumpfe Luft der Kellerwohnungen jagt ein Frösteln über seine Haut, der schlechte Fettgeschmack des Armeuteffens legt sich auf seine Zunge, die bleichen, abgehärmten Gesichter der Fabrikmädchen fallen ihm förmlich schmerzhaft auf die Augen, seine Nase schreut vor dem widerwärtigen Geruch der verschmutzten Arbeitskleidung, und sein Ohr wird heftig von dem wüsten, aus den Mietstafernen drängenden Lärm erschüttert. Aber die Sinne sind sozial tot, sobald sie nicht durch eine soziale Weltanschauung entflammt werden.

Zum Wecker der Sinne wurde mir Ferdinand Lassalle. Sein „Arbeiterprogramm“ machte mich sehend. Ich erschaute die enge Verbundenheit des Individuums mit seiner sozialen Klasse, und die Abhängigkeit dieser sozialen Klasse von grundstürzenden wirtschaftlichen Umwälzungen. Der soziale Springquell der großen Arbeiterkulturbewegung erschloß sich mir, und diese erschien mir als eine neue Wende in dem großen Kampfe um die Befreiung des Menschen. Ich bin in vierundzwanzig Stunden durch das Lassallesche „Arbeiterprogramm“ zum Sozialisten geworden. Es kam mir blitzschnell zum Bewußtsein, daß in der großen Arbeiterbewegung um die höchsten Dinge gerungen wird. Nichts äußerlich Gemachtes, Willkürliches lag in dieser Bewegung. Als lächerlich, unsäglich lächerlich stellte sich mir das bürgerliche Geschwätz von den sozialdemokratischen Hebern als den eigentlichen Schöpfern der sozialdemokratischen Bewegung dar. Wie kleinlich kamen mir nun die Parolen der bürgerlichen politischen Tageskämpfe

vor. Von dem Tage an, da ich in dem Antiquariat meines Vaters das Lassallesche „Arbeiterprogramm“ entdeckte, erhielt mein Leben einen ganz neuen Inhalt. Ich halte auch heute noch das Lassallesche „Arbeiterprogramm“ für die wirksamste Einführung unserer Jungmannschaft in den Sozialismus, in die sozialwirtschaftliche Entwicklungsgeschichte und in das Wesen der politischen Kämpfe.

Etwas von der Hygiene der Ernährung.

Von Dr. med. Norbert Merg.

In diesem Artikel sollen nicht nach dem Rate der Kochbücher „man nehme“ Ratsschlüsse für die Zubereitung von billigen Mahlzeiten gegeben werden. Man versteht unter Hygiene der Ernährung die Kenntnis der Methoden einer für die Gesundheit zuträglichen Zubereitung der Nahrungsmittel. Auf diesem Gebiete wird noch oft gesündigt, wie die vielen Magen- und Darmerkrankungen beweisen, obwohl diese häufig auch auf der schlechten Beschaffenheit der den Konsumenten gelieferten Waren beruhen. Von großem Einfluß ist auch die Sommerhitze, die für die meisten Krankheitskeime erst die nötigen Vermehrungsbedingungen schafft.

Der erste Grundsatz muß sein: alle Nahrungsmittel, die roh gegessen werden, müssen vorher gut gereinigt werden. Dazu gehören alle Obstsorten, besonders die am Boden waschenden, wie die Erdbeeren. Diese werden sehr häufig beim Düngen mit Jauche bespritzt, die überreich an Krankheitskeimen ist. Das gleiche gilt für die Salate; durch sie wird häufig der Typhus weiterverbreitet. An den übrigen Obstsorten ist, wenn kein großer Wert darauf gelegt wird, die Schale zu entfernen, sonst aber durch Abspülen und eventuelles Abtrocknen mit einem reinen Tuch der Schmutz zu beseitigen.

Zum Obst, besonders zu Pflaumen und Kirschen, soll man kein Wasser oder Bier trinken. Jedes Jahr fordert dieser sträfliche Leichtsinns seine Todesopfer. Welche Zersetzung dabei im Magen und Darm vor sich geht, warum diese bei dem einen Menschen tödlich, beim anderen gar nicht wirkt, entzieht sich noch unserer Kenntnis. Feststehend ist aber die Tatsache der großen Gefährlichkeit.

Vor dem Kochen sollen vom Gemüse alle äußeren hölzernen Teile entfernt werden, ebenso beim Fleisch die Sehnen und Bänder, da dieselben im Gegensatz zu den Knochen keine Nährstoffe wie das Mark oder Extraktionsstoffe besitzen. Letztere verleihen z. B. den Bouillons und sonstigen mit Fleisch zubereiteten Suppen und Saucen den appetitanregenden Geschmack. Die Vorgänge beim Zubereiten des Fleisches bestehen hauptsächlich darin, daß das Eiweiß gerinnt, so daß die nicht in das Innere eindringen konnte, z. B. beim Roastbeef, so erreicht die Temperatur im Innern nicht 72 Grad und es findet keine Umwandlung des Hämoglobins (Blutfarbstoff) statt. Das Fleisch erscheint also im Anschnitt roh. Das geronnene Fleischweiß ist leichter verdaulich, d. h. es kann vom Magen- und Darmsaft leichter in seinen Bestandteilen aufgelöst und schneller zu artigenem Körpereweiß aufgebaut werden. Das gleiche finden wir bei rohen und wachweich gekochten Eiern; hartgekochte Eier sind wegen ihrer festen Konsistenz (Dichtigkeit) und deshalb verlangsamten Aufspaltbarkeit schwerverdaulich. Fein geschabtes rohes Fleisch wird ebenfalls leicht verdaut, weil es den Verdauungssäften reichlich Angriffspunkte bietet. Es ist aber in der warmen Jahreszeit von seinem Genuß abzuraten, da es unter Umständen eine große Infektionsgefahr bietet. Von Interesse dürfte es sein zu wissen, daß das Fleisch bei den verschiedenen Zubereitungsarten 20—50 Proz. seines Wassergehaltes verliert, also trocken wird.

Die meisten Speisen, mit Ausnahme des Obstes, müssen gewürzt werden, da sie sonst für unseren Gaumen geschmacklos wären. Eine gut gewürzte Speise, die also sehr appetitanregend ist, braucht aber nicht nahrhaft zu sein. Diesem Irrtum begegnen wir besonders bei der Fleischbrühe, deren Nährwert mit Ausnahme der paar Fettlagen, die darauf herumschwimmen, gleich Null ist. Ihr Wert besteht in der appetitanregenden Wirkung, die sie durch ihre aromatischen Fleischstoffe ausübt, und dadurch den Magen und Darm für die folgenden Speisen vorbereitet. Ein anderes Nahrungsmittel, das in seinem Nährwert sehr überschätzt wird und das in gar keinem Verhältnis zu seinem Preis steht, sind die Eier. Sie enthalten nur 12,2 Proz. Eiweiß und 11,5 Proz. Fett, also rund ein Viertel Nährstoffe und drei Viertel Wasser. Am eiweißreichsten ist von allen üblichen Nährmitteln der Maerlkäse mit 33,5 Proz. Eiweiß. Am fettreichsten sind das Schweinefleisch mit 95 Proz. und der Rindertalg mit 93,8 Proz. Diese Prozentzahlen stellen den nach der unumgänglichen Zubereitung verbleibenden wirklichen Nährwert dar.

Sehr wichtig ist auch die Temperatur der genossenen Speisen. Durch zu heiße Speisen über 55 Grad leiden die Zähne. Es springt der Schmelz ab, dadurch werden die Eingangspforten für die im Munde immer vorhandenen Johntäufnisbakterien geöffnet und die Zähne werden carios, d. h. sie „stodern“. Diese schädliche Wirkung üben auch zu niedrige Temperaturen, wie z. B. bei Eis und Eisgerätken aus. Sehr disponierend für schlechte Zähne ist der reichliche Genuß von Süßigkeiten, wie wir ja bei den Zuckerbäckern und Zuckerarbeitern eine ganz bestimmte typische Erkrankung der Zähne als Berufskrankheit kennen. Der gewohnheitsmäßige reichliche Genuß von sehr heißen Getränken, z. B. Kaffee zwischen 50—60 Grad, führt oft zu einem Magengeschwür, obwohl da noch andere Faktoren mitspielen. — Durch den Gewöhn-

von großen Mengen kalter Speisen und Getränke findet eine plötzliche und starke Entziehung von Blut aus den anderen Organen nach dem Magen und Darm statt und dadurch können auf bis jetzt noch nicht näher erklärbare Weise Infektionskrankheiten zustandekommen. Hierher gehört auch der Volks glaube, daß durch Trinken von kaltem Wasser Lungenschwindsucht entstehen könne. Eine Verschlimmerung einer schon bestehenden Erkrankung dieser Art, die noch nicht erkannt war, ist wohl anzunehmen. Auffallend ist es, daß z. B. Wanderer, die in der Hitze kaltes Wasser trinken, aber in Bewegung bleiben und so keinen Wärmeverlust erleiden, nicht erkranken.

Nachdem wir uns über die Art des Essens unterhalten haben, wollen wir uns damit beschäftigen, wie oft der Mensch essen soll. Ein Säugling soll 5—6mal alle 2½—4 Stunden angelegt werden. Diese häufige und regelmäßige Fütterung kann sich der Mensch in seinem späteren Leben nicht mehr leisten. Bevor bei uns die durchgehende Arbeitszeit eingeführt wurde, konnte die Hauptmahlzeit mittags zwischen 12—2 Uhr eingenommen werden. Das hat sich durch die englische Arbeitszeiteinteilung geändert. Es ist deshalb zu empfehlen, während der zu gewöhnlichen Pausen das zweite Frühstück und das Vesperbrot einzunehmen, so daß nur eine Verschiebung zwischen Vesper und Mittagessen eintritt. Was die Mengenverteilung der genossenen Nahrungsmittel auf die einzelnen Mahlzeiten betrifft, so entfallen bei uns durchschnittlich auf das Frühstück 14 Proz., das Mittagessen 45 Proz., Abendessen 35 Proz. und die beiden Zwischenmahlzeiten 6 Proz. der Nahrungsaufnahme.

Das Essen selbst ist auch eine Kunst, die viele Menschen nie erlernen und deshalb mit Magen- und Darmstörungen, Kopfschmerzen usw. büßen müssen. Der fundamentale Grundsatz ist: „Gut gekaut, ist halb verdaut.“ Durch das sorgfältige Kauen werden die Speisen genügend zerkleinert und bieten dadurch dem Magen und Darmsaft mehr Angriffspunkte für seine Tätigkeit; dann werden sie auf Körpertemperatur erwärmt und entziehen dadurch dem Körper keine Wärme. Durch ausgiebiges Kauen findet auch kein übermäßig schnelles Vollstopfen des Magens statt, das bei Überfüllung zu Magenbrücken führt. Deshalb sich genügend Zeit für das Essen nehmen, womöglich nicht dazu die Zeitung lesen. Daß die Grundbedingung für eine geregelte Kautätigkeit gute Zähne sind, braucht hier nicht weiter erörtert zu werden. Was man aber noch heute an Gebißresten als Arzt zu sehen bekommt, spottet jeder Beschreibung, und es muß allen Proletariern geraten werden, darüber zu wachen, daß ihre Kinder rechtzeitig in den Schulzahnkliniken behandelt werden und möglichst bald ihre schlechten Zähne plombiert bekommen.

Zum Schluß noch ein paar einzelne Punkte zu unserem Thema. Das Gefühl der Sättigung richtet sich nach dem Volumen (Menge) der Speisen, nicht nach ihrem Nährwert. Das hat insofern praktische Bedeutung, als die wohlhabende Klasse möglichst voluminöse Speisen, z. B. Fleisch und Fette genießt, während Proletarier gezwungen sind, um das gleiche Quantum Nährwert zu erhalten, sehr voluminöse Nahrung zu sich zu nehmen, z. B. Kartoffeln, Brot, Kohl und Rüben. Dadurch wird dem Darmkanal sehr viel Ballast zugeführt und die menschliche Maschine arbeitet deshalb unrationell.

Wie ich schon zu Anfang bemerkte, wollte ich hier keine Ratschläge für eine rationelle Lebenshaltung geben, sondern wir wollten uns nur über die Technik der Ernährung unterhalten, denn eine richtige Technik ist genau so wichtig wie das Material, an dem sie angewendet wird, und durch eine Verfeinerung der Technik kann auch aus nicht hochwertigem Material noch großer Nuzeffekt gezogen werden.

Wucher und Schiebertum im Mittelalter.

Von Anna Bloss-Stuttgart.

Wir hören häufig die Meinung äußern, daß Wucher und Schiebertum eine Weiterentwicklung sei, die mit den demoralisierenden Einflüssen von Krieg und Revolution zusammenbräche. Man meint auch zuweilen, nur die Todesstrafe könne als wirksames Mittel diese beiden verwerflichen Weiterentwicklungen beseitigen. Die das meinen, wissen nicht, daß zur Zeit der französischen Revolution Wucher und Schiebertum mit dem Tod auf der Guillotine bestraft wurden, daß diese harte Strafe auch den traf, der unerlaubte Borräte, selbst in ganz kleinen Mengen, angeammelt hatte. Trotz der drohenden Guillotine ließ aber das Wuchern, Hamsfieren, Schieben nicht nach. Es hörte erst auf, als genügend Lebensmittel vorhanden waren und die Nachfrage nicht mehr viel größer war als das Angebot. Wir finden aber auch im Mittelalter ein weitverbreitetes Wucher- und Schiebertum. „Der Wucher“, schreibt ein Schriftsteller im 15. Jahrhundert, „ist in unseren Tagen immer schlimmer geworden, seitdem infolge all der fremden ins Land gebrachten Waren die Bedürfnisse sich gesteigert haben und kostbare Kleidung und Nahrung auch von mittleren Ständen gesucht wird. Greulich ist der Wucher, wie ihn die Juden ausüben und viele Christen, die noch schlimmer als die Juden sind... Verlaßenswerte Zeit, in welcher das Geld zu regieren anfängt und das Geld in immer weiterem Umfang Geld macht!“

Nicht nur Bürger und Bauern, sondern auch Fürsten und große Adlige steckten oft tief in Schulden. Die Geldgeschäfte wurden in der Hauptsache von Juden besorgt. Der gefehliche Zinsfuß stieg nicht selten auf 80 Proz. „Die Juden Wucherer setzen sich fest bis

in den kleinsten Dörfern, und wenn sie fünf Gulden borgen, namert sie sechsfach Pfand und nemen Zinsen von Zinsen und von diesen wiederum Zinsen, daß der arme Mann kommt um Alles was er hat.“ In jener Zeit setzten fürchtbare Judenverfolgungen ein.

Die Verfolgungen der Juden brachten es mit sich, daß die Städte eigene Banken errichteten. Aus den Bewilligungsurkunden für die Banken und aus dem gleichzeitigen Auftreten von selbständigen Beschäftigten und Zolpächterinnen ergibt sich die Tatsache, daß die Frauen der Kaufleute am Handel nicht bloß tätigen Anteil nahmen, sondern auch auf eigene Rechnung und Gefahr Geschäfte machten.

Mit der Vertreibung der Juden ging „der praktische Judentum“ auf die christlichen Wucherer über und bildete sich in deren Händen infolge des Weltwandels und des allgemeinen Luxus zu einem wahren Weltwucher aus. „Großwucher und Schleuderei“ legte man insbesondere den süddeutschen Handelsgesellschaften der Welfer und Höchstler in Augsburg, den Imhof, Ebner, Bostamer in Nürnberg, den Reuland in Ulm und vielen anderen zur Last. Sie verfielen dem allgemeinen Volkshaß in gleicher Weise wie die Juden. Der Geschichtsschreiber Jansen schreibt ihrer ausgedehnten Kapitalwirtschaft und ihren künstlichen Preissteigerungen, durch die sie eine drückende Herrschaft im Reiche ausübten, wesentliche Schuld zu an den späteren schweren Verwirrungen der gesellschaftlichen Zustände.

„Diese sogenannten Handelsgesellschaften traten zur Ausbeutung einer bestimmten Handelsrichtung oder eines bestimmten Geschäftszweiges auf bestimmte Zeit zusammen und teilten je nach den von den Mitgliedern eingelegten Geldsummen den erzielten Gewinn. (Das entspricht den Dividenden der heutigen Aktiengesellschaften.) Durch die unmittlere Schiffsahrt nach Indien und die Gewürzhandelsstrafe nach Sissabon beherrschten sie einen großen Teil des Warenmarktes. Sie hatten z. B. den ganzen Gewürzhandel in Händen und trieben die Preise willkürlich in die Höhe. Sie vereinigten sich zu Aufkaufs- und Preissteigerungs- und dadurch zu Volksausbeutungsgesellschaften, die den Wein aufkauften, das Korn oder schon die Feldfrüchte in Halm und Garben. „Die Bluisauer, Korn- und Weinaufkäufer“, eifert ein alter Schriftsteller, „schädigen die ganze Gemeinde“ (weil sie, was zum Leben nützt, als Korn, Fleisch, Wein, in Monopolen aufkaufen und die Preise schrauben nach ihrer Geldgier und Geizigkeit und sich mit der sauren Arbeit der Armen mästen). „Man soll ausziehen, sie zu vertreiben von einer ganzen Gemeinde als die Wölfe, die Gott und die Menschen hassen, wenn sie weder Gott noch die Menschen fürchten; sie machen Hunger und Teuerung und töten arme Leut.“ Ein anderer vergleicht sie mit den Raubvögeln.

Auf dem Reichstag zu Köln 1512 wurde zum erstenmal gegen die Handelsgesellschaften eingeschritten. Aber die Geldmacht war schon damals stärker als die Exekutivgewalt des Reiches. Ratspersonen und kaiserliche Räte waren empfänglich für die „starken Handhaben“ der Kaufleute oder beteiligten sich heimlich an der kapitalistischen Ausbeutung des Volkes.

Die Handelsgesellschaften der Augsburger und der Nürnberger kauften auch in Böhmen schon vor den Toren der Handelsstädte oder auf den Märkten selbst die Waren, auch die unentbehrlichsten, und brachten dadurch den ganzen Kleinverkehr und die Herrschaft über alle Preise in ihre Hände. Auch hier veruchte man vergeblich, namentlich den Viehkauf zu verbieten. Es wurde auch darauf hingewiesen, wie die ausländischen Waren, die in gutem Zustand ankamen, verschlechtert wurden. Der Gewinn war natürlich oft ungetreuer. Ein Augsburger Kaufmann gab 500 Gulden einem Bekannten zu Gewinn und Verlust in die Handlung und erzielte damit von 1511 bis 1517 nicht weniger als 24500 Goldgulden. Mit Recht wurde gesagt: „Der Kaufleut Gewinn übertriffe der Juden Wucher siebenfältig.“ Das Vermögen der berühmten Familie Fugger soll sich in sieben Jahren um 13 Millionen Gulden verbessert haben.

Der übermäßige Handel erzeugte übermäßige Geldgier. Die Kapitalwirtschaft wurde immer drückender für die arbeitende Volksklasse. Man versuchte nun, den „rechten untrüglichen Wert“ der Waren festzusetzen und den sich daraus ergebenden gerechten Preis. Der „gerechte Preis“ nach dem Realwert und den Herstellungskosten berechnet sollte namentlich beim Verkauf der notwendigen Lebensbedürfnisse als Richtschnur gelten. Es wurde deshalb als Wucher betrachtet, wenn jemand derartige Bedürfnisse nicht zu eigenem Bedarf, sondern zur Aufbewahrung und zum möglichst teuern Absatz zusammenkaufte. „Wer Korn, Fleisch und Wein aufkauft, um deren Preise in die Höhe zu treiben, um auf Kosten anderer Geld zu erbeuten, gilt nach den Satzungen des kirchlichen Rechtes als gemeiner Verbrecher.“ Von einem auf verwalteten Gemeinwesen wird verlangt, daß der willkürlichen Verteuerung der für Nahrung und Kleidung unentbehrlichen Dinge entschieden vorgebeugt werde. In Zeiten der Not soll man Kaufleute, die Waren besitzen, zwingen, sie zu verkaufen zu einem gerechten Preis, denn es sei nicht anständig, daß eine kleine Anzahl sich zum Nachteil und Verderben der großen Masse ungebührlich bereichere. Auf die Armen und Minderbemittelten müsse Rücksicht genommen werden. Für ihren Schutz müßten die Gesetze sorgen. Darum müsse in einem geordneten Gemeinwesen der gerechte Preis bestimmt werden wie der gerechte Lohn der Arbeit. Niemand dürfe zu Schaden kommen.

Man sieht, wie auch im Mittelalter verwerfliche Anstrengungen gemacht wurden gegen das Wucher- und Schiebertum. Auch hier versagte die Gewalt, und große schicksalliche Ereignisse mußten kommen, die zum Zusammenbruch führten. Allerdings wurden nicht die einzelnen Schuldigen, sondern das ganze Volk schwer davon betroffen.

Das Charakterbild auf der Stirn. Man sagt sprichwörtlich, daß es jemand schon auf der Stirn geschrieben siehe, wach Geistes Kind er sei. Daß diese Anschauung auf scharfer Beobachtung und langer Erfahrung beruht, zeigt die Physiognomie, die sich schon seit langem mit dem Studium der Stirne beschäftigt hat. Der bekannte Kenner der „Gesichtskunst“ E. W. Gehrman stellt in „Leber Land und Meer“ die Grundsätze zusammen, nach denen man den Charakter aus der Form und den Linien der Stirn beurteilt. Im allgemeinen ist eine normal entwickelte Stirn in ihrer Länge etwas kürzer als die Kopfbreite sein soll. Eine zu große Stirn verrät Trägheit und Langsamkeit; eine zu kleine Stirn Hurigkeit und Geschwindigkeit. Ist die Stirn zu sehr gerundet, so läßt sie auf Vornichtigkeit, Hoffahrt und Nachsicht schließen. Dem Besitzer einer zu hohen Stirn kann man ein ziemliches Maß von Dummheit zuschreiben, während eine eingedrückte Stirn ein weibliches Naturell anzeigt. Ist die Stirn zu breit, so deutet sie auf Hochmut, Prahlerei und Großsprecherei hin. Eine vieredige Stirn verrät Ebsinn und Graßmut. Menschen mit übermäßig großer Stirn lernen und begreifen schwer, behalten aber dann das Gelernte gut. Sehr kurze und kleine Stirnen verraten schweres Begriffsvermögen und mangelnde Wahrheitsliebe. Unbewegliche Stirnen gelten als Zeichen von faulem und verdrossenem Wesen. Eine raue und haarige Stirn soll einen diebischen und liederlichen, eine glatte faltenlose Stirn einen jähzornigen und schmulliebenden Menschen ankündigen. Diese allgemeinen Angaben werden ergänzt durch die Ausdeutung der Linien, die natürlich mit dem Gesamteindruck in Uebereinstimmung stehen müssen. Die Erklärung der Stirnlinien stammt aus uralten Zeiten und wurde im Mittelalter unter dem Namen „Retoskopie“ in ein System gebracht. Da die Stirnlinien — besonders bei jungen Menschen — nur schwer zu erkennen sind, so läßt man bei der Untersuchung die Stirn runzeln, wodurch die Linien deutlich sichtbar werden. Bei der Deutung der Stirnlinien gelten im allgemeinen dieselben Grundsätze wie bei den Handlinien. Je normaler eine solche Linie in ihrer Lage und Entwicklung ist, um so günstiger ist das Ergebnis. Wenn eine Linie fehlt, so sollen der Person auch die Eigenschaften fehlen, die durch die Linie bezeichnet werden.

Zoologische Gärten. Den ersten zoologischen Garten, von dem wir hören, soll der chinesische Kaiser Wu-Wang ungefähr im Jahre 1150 vor Christo angelegt haben. Er nannte ihn merkwürdigerweise „Garten der Intelligenz“. In Europa gehen die ersten Anfänge auf die Zeit der Kreuzzüge zurück. Seitdem wurde es Sitte, seltene Tiere in den Wallgräben von Städten, Schlössern und Klöstern zu halten. Die Beziehungen zum Morgenlande, wenn sie auch in erster Linie feindlich gewesen waren, hatten doch den Blick erweitert und das Interesse für Fremdländisches verstärkt. Als die Spanier nach Mexiko kamen, fanden sie zu ihrem Erstaunen in den Gärten des Kaisers Montezuma einen wohlgeordneten und reichhaltigen Tierpark. In Wien interessierte sich Prinz Eugen für fremde Tiere und legte im Belvedere eine Sammlung an, die später mit der kaiserlichen Menagerie vereinigt wurde. Ludwig XIV. richtete zu Versailles einen Tierpark ein und wurde dann hierin, wie in diesen Dingen, ein Vorbild für andere Potentaten. Dieser Versailles Tierpark wurde aber später von besonderer Bedeutung. Die Revolution von 1789 verlegte diesen Tierpark nach Paris in den Jardin des Plantes, und das war der erste öffentliche zoologische Garten für das Volk. Vorher hatten die Tierparks nur der Belustigung und viel-eicht auch der Belehrung der Fürstlichkeiten und des Hofes gedient.

Erdkunde

Von Helgolands Werden und Vergehen. Helgoland, die schöne Nordseeinsel, nimmt durch seine Lage wie seinen Aufbau eine Sonderstellung ein. Die Entstehung und Urgeschichte dieses Eilandes kann der Geologe aus seinen Gesteinen ablesen, und diese merkwürdige Geschichte aus dem Buch der Natur erzählt uns Dr. Otto Prajer, der einen geologischen Führer der Insel verfaßt hat, in einem Aufsatz der „Umschau“. Die ältesten Gesteine, die sich auf Helgoland finden, gehören zum mittleren Buntsandstein der Trias, also in den Beginn des Mittelalters der Erdgeschichte. Damals gab es noch keine Nordsee und keine Insel Helgoland, sondern die Landschaft ist als eine große Steppe zu denken, als eine Art Wüste, die aber nicht ohne Pflanzenwuchs und Tierleben war. Häufig kamen große Ueberschwemmungen, wahrscheinlich durch starke Regengüsse, die in dem tonigen Sande Wellenfurchen hinterließen. Die oberen Buntsandsteinschichten, die sog. Kalkschichten, machen die Hauptmasse der eigentlichen Insel aus. Die Dümentippen, die heute der Insel rund 1½ Kilometer vorgelagert sind, bestehen aus ganz anderem Material, aus grauem Muschelkalk, in dem eine Menge Versteinerungen von Meerestieren stecken, während der Buntsandstein nur wenige Reste von Tieren aufweist. Wir können annehmen, daß das Land in den Kalkschichten etwas einsank, noch stärker im unteren Muschelkalk, daß es sich dann im mittleren Muschelkalk etwas hob und im oberen wieder tiefer wurde. Es ist also ein dauerndes Auf und Ab in sehr langen Zeiträumen. Das Meer kam auf Helgoland, nachdem es bereits die Muschelkalkschichten überflutet hatte, erst in der Kreidezeit wieder, also am Ende des Erdmittelalters. Die Schiefeilung der Gesteinsschichten, die wir auf Helgoland beobachten können, vollzog sich in einer Epoche, die zwischen der oberen Kreidezeit und der Eiszeit liegt. Die riesigen Eismassen, die im Diluvium über

Norddeutschland hinweggingen, deckten auch Helgoland zu; die großen Blöcke, die bei dem Zurücktreten übrig blieben, sind als willkommene Bausteine verwendet worden. Große Strecken der jüdischen Nordsee lagen trocken, und Helgoland ragte als Tafelberg über seine Umgebung hervor. Durch eine allmähliche Senkung des ganzen Gebietes wurde es dann zum Vorgebirge, und in dieser Zeit wird die erste Besiedlung erfolgt sein, denn die Menschen der Steinzeit, deren Reste gefunden wurden, vermochten wohl schon breitere Meeresarme zu überqueren. Damals war die Insel größer als heute. Aber die Berichte über den riesigen Umfang Helgolands sind Fabeln. Die zerstörenden Kräfte, die seit langer Zeit am Werke sind, das Meer mit seiner Brandung und die Stürme mit ihrer Vermittlung, arbeiteten langsam. Der Zerstörung kann nur Einhalt gehalten werden, wenn man diesen vernichtenden Kräften ihren Einfluß auf das Gestein der Insel verwehrt. Die Verwitterung arbeitet selbst dahin, indem sie einen schützenden Schuttmantel schafft, der bisher von den Wogen wieder fortgeführt wurde, jetzt aber durch starke Mauern gestützt wird. Man hat dadurch den jährlichen Landverlust auf die Hälfte herabgedrückt, aber die große, die hauptsächlich gefährdete Ostseite umschließende Mauer ist vor dem Kriege nur zur Hälfte fertig geworden und muß zu Ende gebaut werden, um Helgoland zu erhalten.

Völkerkunde

Die Indianer Nordamerikas. Man findet vielfach die Angabe, daß die Urbevölkerung Amerikas, die Indianer, an Zahl mehr und mehr zurückgehen, daß die Rasse also allmählich aussterbe. Das ist aber ein Irrtum. Schon vor einem Duzend von Jahren hat Major Barabber, der Bevollmächtigte für die Indianer-Angelegenheiten, festgestellt, daß die Zahl der Indianer sogar wächst. Allerdings ist ihre Gesamtzahl, etwa 284 000 Personen, so gering, daß sie einen Einfluß auf die Zusammensetzung der Bevölkerung nicht ausüben kann. Auch zeigt sich der germanische Teil der Bevölkerung der Vereinigten Staaten einer Vermischung mit Indianern durchaus abgeneigt. Während die romanischen Stämme, im Süden, wie auch in Mexiko, Peru usw. den Eingeborenen schon frühzeitig nähertraten und sich mit ihnen mischten, ist das bei den Ansiedlern angelsächsischen Blutes immer nur in ganz geringem Maße der Fall gewesen, am meisten noch im Westen. Die Franzosen in Kanada haben mit den dortigen Indianerstämmen sogar eine eigene Mischrasse erzeugt, welche man Bois-brules nennt, wörtlich „abgebranntes Holz“. Im Jahre 1836 betrug die Zahl der Indianer in den Vereinigten Staaten bloß 252 000, so daß sie immerhin seitdem sich um 32 000 oder 13 Proz. vermehrt hat. Ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung aber betrug in den letzten Jahren auch nur 0,3 Proz.

Naturwissenschaft

Der Käfer mit dem fremden Kopf. Vor einiger Zeit wurde bekannt, daß es Wiener Biologen gelungen sei, bei Wasserkäfern die Köpfe zu entfernen und dann wieder zu vollkommener Aueheilung zu bringen. Besonders interessant waren jene Fälle, wo die Köpfe von Männchen und Weibchen miteinander vertauscht wurden. Es zeigte sich dann, daß ein Weibchen mit Männchenkopf sich nun auch ganz wie ein Männchen benahm. Nunmehr ist es dem Wiener Biologen Dr. Walter Finkler auch gelungen, die Köpfe zwischen Käfern verschiedener Art untereinander auszutauschen. Wasserkäfer mit Gelbrandkopf und umgekehrt benehmen sich bald nach der Operation wie normale und gesunde Tiere, fressen mit dem artfremden Kopf und verdauen ordnungsgemäß. Die Tiere zeigen also in ihren Lebensfunktionen keinerlei ernste Störungen. Einzelne Änderungen, die infolge der Kopfvertauschung eintreten, sind recht bemerkenswert. So bleichen die Streifen des Gelbrandes aus, der früher glänzende Chitinpanzer wird mattschwarz, wenn ihm ein Kopf eines pechschwarzen Wasserkäfers aufgesetzt wird. Diese interessanten Untersuchungen werden von Finkler fortgesetzt, der auf diesem Gebiete schon viele überraschende Ergebnisse zu verzeichnen hat.

Der Blutegel. Ein ziemlich in Vergessenheit geratenes Heilmittel ist der Blutegel, der noch vor hundert Jahren von Ärzten, aber auch von Heilgehilfen, Hebammen und Quackältern viel verwendet wurde. Er bildete auch einen großen Handelsartikel, dessen Zentrum Hamburg war. In den Gewässern Nieder-Sachsens kam er massenhaft vor und wurde von besonders geschickten Leuten gefangen, und zwar mit der Hand! Vorgesprochene Fänger verwendeten auch Siebe dazu, aber das galt nicht für zünftig. Im Sommer trafen sich in Hamburg die Blutegelhändler aus Hannover, Holftein, Mecklenburg, Preußen und Polen. Große Mengen von Blutegeln gingen nach England, da das Tier in den englischen Gewässern merkwürdigerweise niemals den Winter überdauerte. England vertrieb die Ware weiter nach Holland, Spanien, Indien und Amerika. Die Egel der größten Sorte wurden als „Kühe“ bezeichnet, das Tausend kostete 40 Taler, die kleineren Sorten wurden für 30 und 25 Taler das Tausend gehandelt. Infolge des massenhaften Wegziehens war schließlich der Blutegel fast ausgerottet, und man mußte ihn künstlich züchten, was gar nicht so leicht war. Man verwendete dann mehr und mehr die Schräpfpöpfe, bis auch diese eine Zeit lang der Vergessenheit anheimfielen, um in unseren Tagen von der modernsten Heilkunde aufs neue „entdeckt“ zu werden.